

Historisches vom kostbarsten Bekleidungsstoff.

Wenngleich unter der Kriegsbeute Alexander des Großen aus den persischen Felzjagen auch seidene Stoffe erwähnt werden, so ist es doch zweifelhaft, wann die Seide zuerst nach Europa gekommen ist. In den Berichten über die Kriegsbeute fehlen jedenfalls nähere Angaben über die Beschaffenheit der als Seide bezeichneten Stoffe, so daß eine Nachprüfung dieser Mitteilung nicht möglich ist. Aristoteles und Plinius haben hervor, daß die zuerst aufgefundenen chinesischen Seidenstoffe aufgetrennt wurden. Die Seltenheit und die große Kostbarkeit lassen die weitere Bemerkung, daß die einzelnen Fäden gespalten und die so gewonnenen Fäden zu feineren, beinahe durchsichtigen Geweben verwendet wurden, glaubhaft erscheinen. Tacitus berichtet ausführlich über den Luxus, der mit Seidenweben getrieben wurde. Das Material hierzu war als Kriegsbeute nach Rom gebracht worden. Calligula, der sich ausschließlich in Seide kleidete, erhielt den Spitznamen: der Seidene. Trotzdem den Männern die übermäßige Verwendung seidener Kleider verboten wurde, nahm dieser Luxus in Rom doch solche Ausdehnung an, daß nicht nur die Lebenden seidene Gewebe trugen, sondern auch die Toten der reichen Volksschichten in Befattungsgegenständen der Erde übergeben wurden. Da nun damals die Seide in Rom so theuer wie Gold war, so wurden diese Funeralstoffe vielfach ausgegraben und geraubt. Dieser Diebstahl konnte trotz der strengen Gesetze gegen die Art Verleumdung nicht unterdrückt werden. Das Pfund Purpurseide kostete in jenen Tagen allerdings ungefähr \$500. Dieser hohe Preis erklärt es denn auch zur Genüge, daß die Seide selbst nicht vor dem Erbreden der Begräbnisstätten zurückblieb, um diese Kostbarkeiten an sich zu bringen.

Ueber Ursprung und Herkunft der Seide treffen wir in der Geschichte die verschiedensten Nachrichten an. Herodotus hielt die Seide für die Wolle eines wilden Bunnies in Indien. Strabo leitete ihre Herkunft von der roten Wunde eines Baumes ab. Aristoteles gab zuerst eine Beschreibung des Seiden spinners, die noch nach vier Jahrhunderten von Plinius zitiert wird. Trotzdem sprechen viele bedeutende Männer der damaligen Zeit noch immer von der Seide als sehr feinen Wollgewächsen, die auf Bäumen herorkommen und mit Wasser angefeuchtet werden müssen, wenn man sie loswickeln will. In diesem Sinne berichten Seneca, Virgil und Claudius. Nach Titianus aber ist die Seide ein feiner Flaum, den die Vögel aus den Näumen zurücklassen und der von den Anderrinnen sorgfältig gesammelt wird.

Erst im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt gelang es, die Seidenkultur von China nach dem in Buchara gelegenen Fürstentum Khotan zu verpflanzen. Den Bewohnern des himmlischen Reiches galt die Zucht der Seidenraupe als ein Geheimnis, auf dessen Verhath die Todesstrafe stand. Der Fürst von Khotan heirathete eine chinesische Prinzessin. Weil diese nun nicht Lust hatte, auf eine Hauptbeschäftigung der Damen ihres Vaterlandes zu verzichten, so schmuggelte sie Raupeneier des Maulbeerspinneres über die Grenze. Sie verbarz dieses kostbare Gut in den Mumentelchen ihres Kopfpuzzes und widmete sich nun in der neuen Heimath der Pflege der Seidenzucht. Die muthige Dame hatte denn auch die Freude, ihr Unternehmen von Erfolg gekrönt zu sehen. Von Khotan aus hat sich die Seidenzucht allmählich über Zentralasien nach Europa verbreitet.

Zur Zeit der Völkerwanderung lernten auch die barbarischen Völker dieses glänzende und theure Bekleidungs material kennen und schätzen. Als König Marich im Jahre 409 in Rom war, forderte er für seinen Abzug auch die Lieferung von viertausend seidenen Gewändern. Nach der Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse dehnte sich der Handel mit Seidenwaaren in ganz Europa aus.

Die byzantinische Seidenmanufaktur wurde von dem Kaiser Justinian eifrig gepflegt. Die Perser aber mußten in den westlichen Webereien infolge des gänzlichen Mangels an Rohmaterial, das sonst durch persische Vermittlung aus Ostasien bezogen wurde, den Betrieb einstellen. Der Preis der Seide stieg daher außerordentlich. Es gab Zeiten, zu denen das Pfund Seide etwa \$2000 kostete, für purpurfarbene Seide mußte sogar das Vierfache dieser Summe gezahlt werden. Als sich nun damals zwei Perser erbieten, die Seidenkultur nach Byzanz zu verpflanzen, war Justinian hoch erfreut und entließ sie mit den weitestgehenden Versprechungen. Die beiden Männer, die auch als Mönche vom Orden des heiligen Basilus bezeichnet werden, hatten auf ihren Reisen in Ostasien die Seidenzucht kennen gelernt. Im Jahre 552 kehrten sie mit einer Menge Raupeneier in hohlen Bambusröhren zurück. Leider läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, aus welcher Gegend diese Eier stammten. Die beiden Perser hatten dem Kaiser die Auskunft

der Seidenspinner aus den Raupeneiern, die Verpinnung der Raupen und die zweckmäßige Behandlung der Kokons vorgeführt. Wenngleich die Aufzucht der asiatischen Eier des Seiden spinners gut gelang, so dauerte es doch noch lange, ehe die griechische Seidenindustrie in der Lage war, den bedeutend gesteigerten Bedarf an Seide im eigenen Vaterland zu decken.

In China förderte Liguen, der Gründer der Dynastie Tang, die Seidenkultur und Seidenweberei im siebenten Jahrhundert so, daß bis zum zehnten Jahrhundert die Rohstoffe und die Seidenstoffe Chinas den wichtigsten Artikel für den mittelasiatischen Handel abgaben. Um eine Vorsehung von dem damaligen Verbrauch der Seidenstoffe in China zu geben, seien hier einige Zahlen hervorzuheben. Im Jahre 819 brachte der Statthalter der Provinz Honan dem Kaiser Hien-Fang achttausend Stück Seidenzeuge als Huldigung des Volkes dar; außerdem wurden die vorhandenen hunderttausend für später angeboten. Im Jahre 825 schenkt ein Mandarin dem Kaiser King-Fang eine Million Seidenzeuge. Das verschwenderische Umgehen mit der Seide läßt auf große Vorräthe und einen bedeutenden Luxus der damaligen Zeit schließen. Hierfür spricht auch die Thatsache, daß die Seidenzeuge auch in den mittleren Volksschichten zu einem beliebten Artikel geworden waren. In einem Festzug jener Tage wurden zum Beispiel fünfzehnhundert Wagen gezüht, die mit goldbestickten Seidenbrokaten bedeckt waren. Außerdem befanden sich im Zuge nicht weniger denn dreihundert kostbare Seidenkörbe. Allerdings ist auch die Regierung alles, um die Seidenindustrie zu fördern. So wurden Ausstellungen veranstaltet und guten Erzeugnissen Prämien verliehen.

Erst im fünften Jahrhundert begann Mittelasien, die Seidenzucht auf chinesische Art zu betreiben. Dies wurde für die Industrie bald von solcher Bedeutung, daß bereits nach Verlauf von zwei Jahrhunderten die Seide das allgemeine Bekleidungs material der Bevölkerung bildete.

Für die Verbreitung der Seide im Abendlande waren die Kreuzzüge von großer Bedeutung. In Deutschland hatten bereits die Bischöfe von Mainz, Salzburg und Köln seidene Gewänder aus Byzanz eingeführt. Das seidene Messgewand des Bischofs Williges von Mainz, dessen Leiche im Jahre 1011 beigelegt und später ausgegraben wurde, zeigte sich noch nach Jahrhunderten in demselben Zustande. Durch den deutschen Kaiser Otto II. wurde mit byzantinischen Prachtgeweben aus Seide in Deutschland ein großer Luxus eingeführt.

Die Republik Venedig verdankte die Einführung griechischer Seidenzucht dem Dogen Dandolo, der im Jahre 1204 Byzanz in seiner Vaterstadt anfüllig machte. Während des dreizehnten Jahrhunderts nahm die Entwicklung der Seidenindustrie in Sicilien einen glänzenden Aufschwung.

In Spanien führten die Araber die Seidenkultur, besonders in Andalusien, erfolgreich ein. Spanische Seide wurde um das Jahre 1000 in bedeutenden Mengen ausgeführt. Die Araber können überhaupt das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Seidenindustrie in den Ländern, die sie erobert hatten, zu großer Blüthe gebracht zu haben. In der mohammedanischen Welt wurde mit den kostbaren Atlasweben ein ungeheurer Aufwand getrieben. Man gab jährlich große Summen für Vorhänge, Tapeten, Zeltbekleidungen und sonstige Artikel aus golddurchwirkten Seidenstoffen aus. Einer der Kalifen ließ im Jahre 964 eine buntfarbene Seidentapete anfertigen, die eine Landkarte mit Abbildungen der Gebirge, Meere, Städte, und Flüsse und Straßen darstellte. Die theure blauehyazinthenfarbene, die dabei verwendet wurde, steigerte die Herstellungskosten dieser seidenen Landkarte auf \$57,000.

Die Friesen, die im sechsten Jahrhundert die Seide kennen lernten, führten sie in England und an die Länder am Baltischen Meere ein. Mit der Verbreitung des Christenthums treffen wir die Seide im zehnten Jahrhundert bei fast allen Völkern Mitteleuropas an. Zuerst freilich verwendete man Seidenzeuge nur in den Kirchen und bei großen Festen. Als im Jahre 1030 der König Olaf II. von Standinavien starb, kleidete man seine Leberreste in purpurne Seidengewänder. Auch in den Königsgräbern bei Jellinge in Jütland sind mit Gold- und Silberfäden durchwirkte Seidenzeuge gefunden worden.

Das Färben der weißen Seidenstoffe treffen wir bereits im neunten Jahrhundert in Deutschland und Frankreich an. Im folgenden Jahrhundert trat die Seidenzucht in Deutschland und Frankreich an. Im folgenden Jahrhundert läßt das Erzstift Mainz in den Klöstern Seide weben. Es ist naheliegend, daß ein Stoff von solcher Kostbarkeit und Bedeutung in den verschiedenen Dichtungen des Mittelalters erwähnt wird. So finden wir zum Beispiel im Nibelungen Lied entsprechende Stellen. Wolfram von Eschenbach glaubt, daß ein bestimmter Seidenstoff — Pusulels — so heiß an Glanz sei, daß ein Strauß seine Eier daran ausbrüten könne. Ein anderer Dichter berichtet,

daß der kostbare Seidenstoff im Feuer von Salamandern gewirkt und daher unverbrennlich sei.

Im zwölften Jahrhundert stand die Seidenmanufaktur in Lucca in höchster Blüthe. Deutschland bezog von dort fast ausschließlich seine Seidenzeuge. Da die Kunst der Seidenweberei geschickte und leichte Hände verlangte und nicht sehr anstrengend war, so stiegen wir bei allen Völkern auf die Thatsache, daß im Seidengewerbe anfänglich fast nur Frauen und Mädchen beschäftigt wurden. Schon in China verwebten Frauen die Seide. Das Statut von Lucca kennt im Jahre 1308 nur Weberinnen und Gasplemmen. Die Urkunden der Stadt Zürich bringen den Nachweis, daß während zweier Jahrhunderte nur Frauen und Mädchen in der Seidenmanufaktur arbeiteten. Ähnliche Verhältnisse finden wir in Frankreich und in England.

Im Jahre 1333 kostete ein gezeigter Bettvorhang aus Seide in Italien etwa \$50, im Jahre 1365 ein rothes Seidengewand \$25. Aus einer polnischen Rechnung wissen wir, daß im fünfzehnten Jahrhundert in Polen ein Pfund schwarzer Seide etwa \$10 kostete.

Im fünfzehnten Jahrhundert verbreiteten ausgemanderte italienische Seidenweber diese Kunst in Frankreich und in der Schweiz. In Frankreich hatte allerdings Papst Gregor X. in Avignon schon im vierzehnten Jahrhundert versucht, durch sizilianische Weber Seidenweberei zu betreiben zu lassen. Aber erst als später die Weberorganisationen Privilegien erhielten und Ludwig XI. im Jahre 1466 alle nach Lyon ziehenden Seidenweber während der ersten zwölf Jahre ihres Aufenthalts von allen Steuern befreite, blühte diese Industrie in Frankreich auf. Unter Karl XIII. wurden in Nîmes große Seidenfabriken angelegt. Bierzig Jahre später befreite das Pariser Parlament die Seidenweber Lyons von allen Abgaben. Dadurch wurde Lyon bald die bedeutendste Industriestadt und der Hauptplatz für Seidenfabrikate aller Länder. Die Bürger dieser Stadt entfalteten einen solchen Luxus mit seidenen Gewändern, daß 446 Seidenfärber beim Einzug Heinrichs II. im Jahre 1548 in grauen und schwarzen Samtkleidern erschienen. Sechs Jahre nach diesem Einzug stellte eine Statistiker in Lyon zwölftausend im Ganze befindliche Webstühle fest. Unter Ludwig XVI. wurde die vorzügliche weiße Originalraupe der Seidenraupe Dina aus China eingeführt. Bis dahin waren nur die gelben, grünlichen und gewöhnlichen weißen Rassen kultiviert worden.

In England wurden unter Eduard III. im Jahre 1363 Statuten für das Seidengewerbe vom Parlament erlassen. Neunzig Jahre später verlor man im Interesse der Londoner Seidenweber die Einfuhr fremder Seidenfabrikate. Karl I. ließ noch im Jahre 1630 alle fremden Seidenstoffe konfiszieren.

Max Grempe.

Wohl bekom'm.



Strolch (die Hausfrau allein vernehmend): Was giebt's bei Euch zu essen?



Hausherr: Blaue Bohnen!

Ein Mädchen.

Mama geht mit der kleinen Ella auf der Straße spazieren. Da fällt im Gewühle eine ärmlich gekleidete Frau ohnmächtig zusammen. „Ja!“ meint die Mama, „was mag ihr nur sein?“

„Na“, entgegnet Ellen, „siehst Du es denn nicht, die braucht sicher ein neues Kleid!“

Superbel.

Junge Braut: „Wie verliebt mein Bräutigam ist! Alle Augenblicke sieht er mich stundenlang an.“

Ein Geschäft im Londoner Nebel.

Humoreske aus dem Englischen von Dr. Sch. v.

Es war kein Zweifel mehr, ich hatte mich verirrt. Die Falten des häßlichen, gelben Nebels hüllten mich ein; ich konnte nicht einmal meine Füße sehen. Plötzlich stieß ich mit einem schwarzen Schatten zusammen, der zuerst riesenhafte aufstieg, dann sich zusammenzog. Zugleich hörte ich einen erschreckten Ausruf. Dann verschwand die Figur im Nebel. Ich stand still; es war so plötzlich, so unerwartet gekommen. Im nächsten Augenblick hörte ich eine Stimme: „Ich bitte um Verzeihung, habe ich Ihnen weh gethan?“ Die Stimme war klar und süß, eine Frauenstimme. „O gar nicht!“ erwiderte ich ungerührt. „Ich bitte ebenfalls um Entschuldigung — dieser verdammte Nebel!“

„Was ist geschehen?“ fragte sie erschrocken. Ich erklärte. Da hörte ich wieder ihr hübschelles Lachen, doch ein wenig weiter weg. „Wo sind Sie denn?“ fragte ich ungeduldig.

„Hier“, war die netende Antwort. Die Stimme tönte wie aus der Ferne. Entweder ging sie vorsichtig weiter, oder der Nebel wurde noch dichter. Da hörte ich die Frage: „Haben Sie etwas verloren?“

„Ja? Was meinen Sie?“ Mechanisch griff ich an die Rock- und Westentaschen. Zwei Knöpfe waren offen, Uhr und Kette weg. Ich schämte mich, es zu sagen, aber — ich fluchte.

„Ja, ich habe sie“, tönte es kühl aus dem Nebel, „aber ich bin geneigt zu unterhandeln. In diesem Nebel nützen sie mir nichts; auch wenn ich in Sicherheit bin, wäre Geld mir lieber.“ Die Wuth ersticke mich fast. Ich that einige Schritte vorwärts, um die Person zu ergreifen und fiel in die nasse Rinne.

„Bleiben Sie stehen“, rief sie, „oder Sie werden Ihre Uhr nicht wiedersehen.“

„Sie unverschämte — — —“

„Bitte, seien Sie nicht grob, es nützt Ihnen nichts. Sie thun mir ja leid, ja gewiß, aber Geschäft ist Geschäft. Sie verstehen das, nicht wahr und entschuldigen mich.“

Ihre Stimme tönte fast klagend und schmeichelnd; ich aber hüllte mich in zorniges Schweigen.

„Nun, ich darf nicht zu viel nachsicht verlangen, aber — wünschen Sie Ihre Uhr zurück?“

„Ja“, antwortete ich unhöflich, überzeugt, daß ich mit dem Weibe unterhandeln mußte, wollte ich meine kostbare Uhr wiedersehen.

„Gut. Wie viel Geld haben Sie bei sich?“

„5 lb St. in Gold“ (125 Fr.)

„Ist das Alles?“

„Und etwas Kleingeld.“

„Sie benehmen sich nicht nett“, klagte sie, „aber ich will großmüthig sein, da wir Beide uns ja im Nebel verirrt haben. Meine Freunde betämen leicht 6 lb St. für die Uhr; ich will mich aber mit 4 lb begnügen. Stimmen Sie ein?“ — „Ja.“

„Gut. Sind Sie noch beim Lampenpfosten?“ — „Ja.“ — „Gut, ich kann gerade den Lichtschimmer noch wahrnehmen. Sie scheinen ein ehrlicher Mensch zu sein. (Ich knurrte). Wollen Sie mir Ihr Wort geben, zu thun, wie ich Ihnen befehle?“

Ich that es mit einem grimmigen Lachen.

Schreiten Sie jetzt vorsichtig einige Schritte in die Straße, so daß Sie den Lichtschimmer noch bemerken können. Ich werde die Kette am Pfosten

niederlegen. Wenn ich rufe, so kommen Sie, legen 2 lb St. nieder und nehmen die Kette. Dann gehen Sie wieder.“

So geschah es, und das zweite Mal fand ich zu meiner Erleichterung die Uhr und legte wieder 2 Goldstücke nieder. Ich wartete ein Weilchen und rief: „Haben Sie das Geld?“

„Ja, besten Dank, Adieu!“

„Warten Sie einen Augenblick!“ rief ich. Ein unwiderstehlicher Wunsch hatte mich ergriffen, das junge Weib mit der süßen Stimme, das Wort gehalten hatte, zu sehen. Sie zögerte. „Sie legen mir doch keine Falle?“

„Bei meiner Ehre, nein!“ Ich war ganz erregt, daß sie noch da war. Plötzlich stand sie vor mir, schlant und jung. Sie trug eine Toque aus Astrachan, unter welcher eine Fülle blonden Haars hervorquoll. Das Gesicht war mit einem Schleier geschleiert, aber ich sah die lieblichen Züge, die glänzenden dunkeln Augen. — Das war Alles; im nächsten Augenblick war sie weg. Ein silberbelles, nedendes Lachen — oder war es spöttisch? — tönte durch den Nebel und die Worte: „O, Männer!“

Ein plötzlicher Verdacht stieg in mir auf. Ich griff nach meiner Uhr in der Tasche. Diese war leer.

Schwerin.

Schwerin ist unbestreitbar die schönste und vornehmste Stadt in ganz Mecklenburg. Die mecklenburgische ist sie nicht; dazu ist sie zu groß und viel zu modern. Das große Schloß liegt in romantischer Lage am schönen See, dessen klares Gewässer man bisgen sieht, sowie man eben den Bahnhof verlassen hat.

Die alte Stadt stammt bekanntlich eigentlich schon aus altheidnischer Wendengzeit. Als Niklot der Wende dort regierte, überfiel ihn Heinrich der Löwe in seiner Doppelseigenschaft als Held und Christ; aber die Christianisierung der Gegend sollte dem Löwen nicht so leicht gemacht werden: die wendische Hauptstätte Suarin (zu Deutsch: Luftgarten) ließ Niklot in Flammen aufgehen, weil er dem Sieger nichts Gutes gönnen wollte. Später aber kam es doch zur Ausöhnung und zum Ehebunde zwischen der Tochter des Löwen und dem Sohne des Wendenfürsten Prizislaus. Und zugleich wurde das zerstörte wieder aufgebaut, und zwar genau an derselben Stelle; schon damals herrschte hier der Geist der Ordnung, der nicht unmüherweise alte Grenzen verrückt und alle Genossenschaften verachtet. Damals schon begann man mit dem Bau des Schloßes, wobei die Grundvesten der alten Wendenbura als Fundamente dienen mußten.

Auch einen Schloßgeist finden wir hier. Es ist das Petermännchen. In Stein ausgehauen ist es zu sehen als ein graues, bärtiges Aweralein, und als Devise trägt es die Worte: Quid, si sic?

Diese Devise erklärt sich aus dem Warnernamte des Petermännchens. Nach alter Sage soll es darüber wachen, daß keine Verdrüngen und Veränderungen der Grundmauern und damit des alten Bauplanes vorgenommen werden, denn das würde dem Schloße Unheil bringen. Sollten solche unflüchtigste Wandlungen aber doch geplant werden, so würde das Petermännchen spucken gehen müssen. Natürlich ist es noch keinem Fürsten eingefallen, den alten, ehrlichen und treuen Hausgeist in Schrecken zu versetzen; es hat sich eben nicht zu zeigen gebraucht; es liegt gar kein Grund vor, wesentliche Veränderungen eintreten zu lassen. Natürlich sollten dem Volkempfinden, an das sich das Petermännchen warnend wenden würde, diese Grundmauern nur ein Schmelz des ganzen gefestigten meck-

lenburgischen Staatengebietes sein. Und all diesen Neueren sowie auch allen Fremden und Ausländischen, die ungerufen in mecklenburgischen Angelegenheiten ihren Rath geben wollten, denen soll die Devise des Petermännchens zurufen: „Quid, si sic?“ Das heißt auf deutsch: „Was wäre denn, wenn es wirklich so wäre?“ (Oder wie der Berliner jagt: „Na, und wenn schon!“) Laßt uns unsern Frieden, bis wir Eure weise Hilfe anrufen! Wenn Ihr Euch auch sonst um alle Dinge quält, die Euch gar nichts angehen, so laßt wenigstens uns in Frieden! Grüßt die Hüßner und vergeßt den Hahn nicht! Wir können noch immer stolz auf unser Land hinweisen und ausruhen: Quid, si sic?“

Im übrigen macht Schwerin, wie schon anfangs gesagt, einen großstädtischen und modernen Eindruck. Das Verhältniß zwischen Hof und Bürgerschaft ist deshalb nicht mehr ein so treuherzig behagliches wie in Strelitz, wo noch heutigentages die ehrliche, allbeilige plattdeutsche Mutterprache zwischen Vornehm und Gering das Verständlich erleichtert. Der Großvater der Kronprinzessin liebte und meisterte sein Blatt mit Stolz, und es soll damals, in patriardalischeren Tagen Schwerins, vorgekommen sein, daß er irgendeinen Gruß nicht erwiderte, zur Rede stellte mit den köstlichen Worten: „Watt? Hei kennt sinen Landtschulten nicht?“

Dr. Max Möller.

Die Kleinbahn.

(Eine wahre Geschichte.)

Meine Frau und ich wollten eines Nachmittags eine befreundete Familie in S. besuchen. S. ist Haltestelle einer Kleinbahn, die wir von J. aus, der Endstation, benutzten. Wir lösten Rückfahrkarten, die an dieser Bahn nur einen Tag Gültigkeit haben, mußten also an demselben Tag wieder zurückreisen; und zwar kam nur ein Zug, der letzte des Tages, in Betracht. Nur wenige Fahrgäste stiegen mit uns ein. Der Zugführer, der zugleich den Schaffnerdienst versah, hielt vor Abfahrt des Zuges noch einmal Umschau, ob nicht noch Nachzügler auf dem Bahnhof zusteueren. Da er keine bemerkte, dampften wir alsbald ab und kamen in gemüthlicher Fahrt in S. an. Nach Ausführung unseres Besuchs lud uns der schöne Herbstabend ein, zu Fuß bis M. zu wandern. Da dieses Dörfchen auch eine Haltestelle besaß, beschloßen wir, von hier aus unsere Rückfahrt zu beginnen. Wir fanden uns rechtzeitig an der nur aus einer offenen Halle bestehenden Haltestelle ein. Aber vergeblich warteten wir auf den Zug. Eine halbe Stunde verstrich, und er war noch nicht da. Da endlich erblickten wir ihn in beschleunigter Fahrt heran kommen. Wir wintem dem Ausschau haltenden Zugführer. Dieser läßt den Zug halten, springt in hellem Zorn auf uns zu und schreit uns an: „Was soll denn das heißen? Das ist doch zu toll! Sie hatten doch Rückfahrkarten bis S. gelöst! Länger als eine halbe Stunde haben wir in S. auf Sie gewartet! Wie konnten wir denn glauben, daß Sie erst hier in M. einsteigen würden! Schon haben wir gefürchtet, Sie würden sitzen bleiben.“

Erst.

Nachtwächter (für sich): „Gott sei Dank, schon graut der Morgen, da kann ich bald Feierabend machen.“

Gewissenstrag.

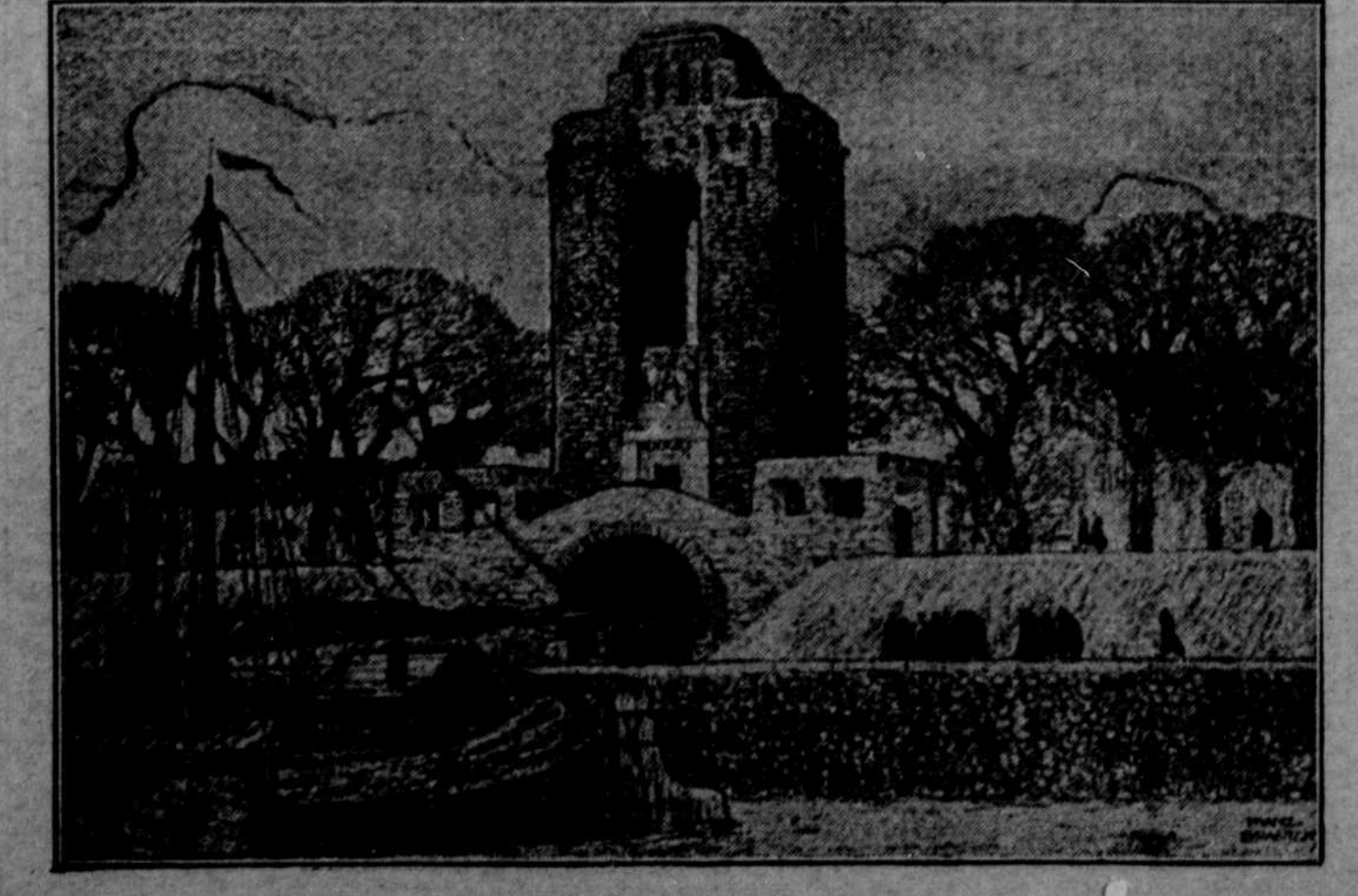
Frauenrechtlerin: „Ich versichere Ihnen, ich würde mir von einem Mann nie etwas gefallen lassen!“

Herr: „Das heirathen auch nicht!“

Das Bismard-Denkmal in Uerdingen. Die Stadt Uerdingen am Niederrhein hatte am Anfang des Jahres einen engeren Wettbewerb für ein Bismard-Denkmal ausgeschrieben.

Das Denkmal erhält dort an Stelle des alten Rheinthores auf dem Rheindamm seinen Platz, umgeben von alten Bäumen. Die Kosten des Denkmals sind auf etwa 4000 Mark ver-

anschlagt. Das Preisgericht erkannte einstimmig dem Entwurf des Architekten Brankly in Köln den ersten Preis zu. Es besteht die Absicht, ihn auch zur Ausführung zu bringen.



Das Bismard-Denkmal für Uerdingen a. Rh. Mit dem ersten Preise ausgezeichneten Entwurf von Franz Brankly, Architekt in Köln a. Rh.